

Hanna Krall
Existenzbeweise

Aus dem Polnischen
von Esther Kinsky

Scan enthält die Erzählung :
Die Kiefer

Verlag Neue Kritik

Die polnische Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel »Dowody na istnienie« im Verlag »A5«
Gefördert vom Literarischen Colloquium Berlin mit Mitteln des Auswärtigen Amts und der Senatsverwaltung für Kulturelle Angelegenheiten - IIC - Berlin.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Krall, Hanna

Existenzbeweise / Hanna Krall. Aus d. Poln. von Esther

Kinsky. - Frankfurt am Main: Verl. Neue Kritik, 1995

Einheitssacht.: Dowody na istnienie <dt>

ISBN 3-8015-0288-0

Zweite verbesserte Auflage 1996

© 1995 by Hanna Krall

Alle deutschsprachigen Rechte Verlag Neue Kritik KG 1995

Umschlag Helmut Schade

Satz Delanor Frankfurt

Druck Clausen & Bosse Leck

Inhalt

Der Fuchspelz	7
Die Kiefer	12
Groll	38
Der Baum	55
Erlösung	74
Ohne Erinnerung	80
Der Dibbuk	120
Der Sessel	137
Hamlet	142
Die Entscheidung	191

Die Kiefer

1.

ELZBIETA P. ZU MIR:

Haben Sie schon mal so einen Himmel gesehen? Und die Bäume? Auf die Welt scheint die Sonne, und über Schlesien nichts als Grau, dürre Zweige und Rauch.

Haben Sie schon mal so einen Wohnblock gesehen? Zehn Stock, dreißig Treppenhäuser. Wenn einer daraus ein Dorf würd aufbauen, hätt es hundert mal so viel an Hausnummern wie in Pajeczycza.

Ich hab ja für Ihren Besuch neue Tapeten haben wollen, solche blauen, aber mein Mann hat gesagt, das klappt nicht mehr.

Und diese Wohnung, wissen Sie was? Ich glaube, die ertrinkt noch ganz in meinen Tränen.

Angefangen hat das Ganze am letzten Heiligabend. Meine Schwester aus Deutschland hat angerufen: »Ela, ich wünsch Dir frohe Weihnachten, weil du unsere Schwester bist, obwohl du nicht unsere Schwester bist.«

Ich bin sofort zu der anderen gefahren, der älteren: »Was soll das heißen, Stasia?« Und die sagt: »Die Mutter hat uns befohlen, wir sollten nichts sagen.«

Geboren bin ich auf dem Lande. Jetzt ist ja nichts mehr in meinem Leben gewiß, aber so hab ich es in den Papieren: Neunzehnhundertvierzig, Dorf Pajeczycza, Gemeinde Stara Szlachecka, Wojewodschaft...

Im Krieg haben sie uns zur Arbeit nach Deutschland ausgesiedelt. Zurück sind wir dann mit dem Zug, und das ist das erste, an das ich mich erinnern kann: der Zug, und wie wir nach Polen fahren.

Die Schwestern und der Bruder, die sind älter als ich, die sind zur Arbeit nach Niederschlesien, ich bin auf dem Hof geblieben. Ich habe die Kühe gehütet, auf dem Feld geholfen und ich habe Pullover gestrickt. Der Vater hat die Schafe geschoren und auf der Krempel die Wolle gekrempelt, und die Mutter hat sie auf dem Spinnrad gesponnen. Aus Łódź haben die Frauen Waschfarben mitgebracht, 36 verschiedene Farben. Wir machten immer das gleiche Muster: ein langer Stengel, ringsherum Blätter und Rosen, und auf der Schulter eine Knospe. Jedes Rosenblatt, jedes Blättchen haben wir in einer anderen Farbe eingefärbt. Der Vater hat die Pullover nach Stettin gebracht und sie auf dem Markt verkauft, die ganze Familie hat davon gelebt. Wo ich ging und stand, immer hab ich die Stricknadeln mitgehabt, bei den Kühen, in der Schule, bei meinen Freundinnen. Wir trafen uns immer abwechselnd bei einer von uns zu Hause, die Mütter haben Dampfkloße gemacht, das sind Knödel aus Kartoffeln und Mehl, da wird das Mehl auf die kochenden Kartoffeln geschüttet, damit es den Dampf verschlägt, und bis spät in der Nacht haben wir da bei einer Petroleumlampe gestrickt.

Eines Tages ist die ältere Tochter von den Wilks zu meiner Mutter gekommen und hat gesagt: Ich hab wegen dem Grab Angst, abends vor die Tür zu gehen.

Der Vater hat ein paar Bretter genommen und ist zum Schreiner Gawloszek, die Mutter hat ein Stück Leintuch gebleicht. Der Gawloszek hat den Sarg gebracht, auf Nußbaum war der gebeizt, die Mutter hat das Leintuch

hineingebreitet und zu zweit haben wir Nelken ringsherum gelegt, diese kleinen, vollen, die rosa blühen. Mittags hat die Mutter die Kühe gemolken und dann gesagt: Heute gehst du nicht hüten, geh zu deinen Freundinnen.

Ich habe mich im Erlenwald versteckt und gesehen, wie sie im Garten ein Grab aufmachen und dann etwas in einem flachen Korb tragen, so wie man sie als Aufsatz auf dem Wagen hat.

Als ich nach Hause kam, lag da eine Frau in dem Sarg, die war mit einem Häkeltuch zugedeckt. Unter dem Tuch sahen ihre Haare hervor, lange schwarze Haare. Die Mutter und der Vater haben den Deckel zugeklappt, Kerzen angezündet und dann etwas gebetet. Abends ist der Pfarrer gekommen und die Tante aus Stara Szlachecka und Andzia von den Wilks, der Pfarrer hat den Sarg gesegnet, dann hat der Vater die Pferde angespannt und sie sind auf den Friedhof gefahren.

Die Mutter hat gesagt, sie begraben die Frau jetzt bei meiner Schwester Elzunia, die gestorben war, bevor ich geboren wurde und nach der ich genannt worden bin.

Am Abend haben die Eltern beim Federschleißeln über diese Frau gesprochen. Die Mutter hat sich gewundert, daß der Körper von einem Menschen so viele Jahre in der Erde liegen kann, und der Vater hat gesagt: »Deshalb, weil sie im Leimboden gelegen hat.«

Die Mutter hat sich gewundert, daß sie so lange Haare hatte, und der Vater hat gesagt: »Die Haare wachsen den Menschen nach dem Tod noch weiter.«

Als ich älter war, habe ich gehört, wo diese Frau in unserem Garten her war.

Sie ist im Krieg gekommen. Über den Weg von Stara Szlachecka war sie gebracht worden, von zwei Deutschen

und einem Polen aus dem Dorf, dem Ryba, der hatte die Volksliste unterschrieben. Die Mutter machte gerade Kartoffeln aus und sah sie. An unserem Feld, hinter der Straße, da stand eine Kiefer. Als die Jüdin – das war nämlich eine Jüdin, alle konnten das sehen, wegen der Haare –, als sie an die Kiefer kam, blieb sie stehen und wollte nicht weiter gehen. Der Deutsche hat sie geschlagen, aber die Jüdin hat sich am Baum festgehalten. Ryba hat auf sie geschossen. Ryba und die Deutschen sind weggegangen, und die Jüdin haben sie dagelassen. Bis zur Nacht ist sie unter dem Baum gelegen. Als es dunkel war, haben die Leute sie geholt und im Garten vergraben.

Beim Federschleißeln haben die Eltern manchmal diese Jüdin erwähnt.

Die Mutter sagte, von der Kiefer aus hätte sie ihr direkt ins Gesicht gesehen. Die Mutter dachte, es wäre ihre Schulfreundin, aber später kam dann heraus, daß die Freundin überlebt hatte. »Das ist dir nur so vorgekommen«, sagte der Vater, »warum sollte die Jüdin denn gerade dich ansehen?«

Nach dem Krieg hat der Vater den Ryba gefragt: »Und wozu hast du diese Frau erschossen?« Und der Ryba sagte, die Deutschen hätten sie mit den Kolben geschlagen, und er hätte dann aus Erbarmen geschossen, damit sie sich nicht mehr quälte. Aber als die Mutter ans Sterben kam, da ist Rybas Frau gekommen und hat um Verzeihung gebeten – wegen der Jüdin und deshalb, weil Ryba uns zur Arbeit nach Deutschland geschickt hatte, weil der Vater die Volksliste nicht unterschreiben wollte. »Ich verzeih ihm, Rybina, hat die Mutter gesagt, obwohl er hat einen Menschen getötet und meine Familie geschmäht. Soll ihm nur Gott noch verzeihen.«

Die Mutter ist am zweiten Ostertag gestorben, als ich siebzehn Jahre alt war. Sie hat ihren Teil des Hofes meinem Bruder vermacht, mir drei Morgen Land und jeder der beiden Schwestern den Gegenwert von sieben Metern Getreide, die ich auszahlen mußte.

Die Mutter ist in dem gleichen Grab begraben – da, wo schon meine Schwester Elzunia und die Jüdin von der Kiefer lagen.

Ich habe weiter auf dem Hof gearbeitet. Auf dem Feld hab ich geschafft, Häcksel gedroschen, Holz zum Heizen gehackt und aus dem Wald geholt, bis ich mir von der Schufterei einen Bruch geholt habe. Dann bin ich aus Pajeczycza weg und habe mich in der Textilfabrik verdingt, in der Spulerei.

Ich hatte es gut. Ich hab gelernt und hab im Tanz- und Liederbund der Textilarbeiter gesungen. Ich hatte eine schöne Stimme und habe Solos gesungen:

»Ach Hans, wenn du wüßtest, was ich für eine bin...«

Der Chor antwortete dann: »Und was bist du für eine?«

Und ich sang: »Ich bin die Bartkówna, die Tochter des Schulzen dazu, und du nur ein einfacher Bursch, hopp hopp, du nur ein einfacher Bursch...«

Ich hab einen Burschen kennengelernt, einen Tischler aus unserer Fabrik, und wir haben geheiratet. Ich habe Piotr und Sebastian bekommen. Die Schwiegermutter war von den Ukrainern, der Schwiegervater von den Polen, alle waren sie von hinter dem Bug. Schrecklich muß es da zugegangen sein hinter dem Bug, denn eines Tages hat der ukrainische Bruder meiner Schwiegermutter seine polnische Frau erschlagen. Sie haben am Tisch gegessen und Milchgrütze gegessen, da ist er aufgestanden, hat die Axt geholt und ihr mit einem Hieb den Kopf abgeschla-

gen. Sie hat sich erhoben, ohne Kopf, und ist zum Fenster gegangen. Das ist normal, daß ein Mensch ohne Kopf gehen kann, weil die Nerven in ihm noch funktionieren. Ihr Sohn hat uns das alles erzählt, beim Mittagessen. Er hat gerade mit den Kindern auf dem Hof gespielt, da schaut er durchs Fenster in die Wohnung, ob er nicht bald zum Abendessen gerufen wird, und sieht seine Mutter ohne Kopf.

Mein Schwiegervater ist auch gern mit der Axt in der Hand hinter der Schwiegermutter her, wenn er betrunken war, was hab ich sie oft vor ihm unter der Couch verstecken müssen!

Als mir die Nerven schon ganz angefressen waren, da hab ich die Kinder genommen und bin nach Schlesien gefahren, in ein Arbeiterhotel.

Einmal war ich mit Sebastian spazieren, und er hat Durst bekommen.

Ich habe ihm rote Kirschen gekauft. Er wollte lieber die gelben. An dem Karren stand ein hübscher, gut gelaunter Bursche, der hat gerade gelbe Kirschen gekauft.

»Tauschen wir«, hat er zu Sebastian gesagt, und dann hat er gleich gefragt: »Wo ist denn der Papa?«

»Der ist ertrunken,« hat Sebastian gesagt, obwohl sein Vater bei bester Gesundheit war.

Tadeusz hieß der Bursche.

Die Männer, ohne daß ich angeben will, haben sich immer nach mir umgedreht. Vielleicht war's nicht so ums Gesicht wie um die Haare. Schwarze Haare hatte ich, lang bis zur Taille, mit einer blauen Schleife zusammengebunden.

Als ich klein war, flocht meine Mutter mir immer ein rotes Band in die Haare, weil mich einmal eine Frau auf der Straße behext hat. »Oje, was für Haare die hat!« rief die Frau, und mir war es, als ob mir einer Sand in die

Augen geworfen hätte. Die Mutter kam herbeigelaufen, hat schnell auf mein Hemd gespuckt und mir die Augen ausgewischt, ich hab mich umgedreht, und die Mutter stand neben mir. Ja, ich hatte wirklich schöne Haare, und so gefügig, wenn ich sie zur Nacht geflochten hatte und in der Frühe wieder aufmachte – alles Locken.

Gleich am ersten Tag hat Tadeusz mir ins Gesicht gesagt: »Sie gefallen mir«, und wir sind zu meiner Freundin gegangen. Sie wohnte in der Försterei, am See. Heiß war es und weit. Wir sind durch den Wald gegangen. Beeren haben wir gesucht und am Wasser haben wir gesessen. Sebastian hat gequengelt, da hat Tadeusz ihn auf den Arm genommen. Die Freundin hat ein Bett für uns gemacht. Ich hab das Kind in die Mitte gelegt, aber Tadek hat es beiseite geschoben, und wir haben uns geliebt, und gleich in dieser ersten Nacht bin ich schwanger geworden.

Tadzio war Bergmann. Er hat gut verdient und mich und die Söhne hat er über und über bekauft. Als ich wegen der Scheidung von meinem ersten Mann zur Verhandlung gefahren bin, konnte die Richterin den Blick nicht von Sebastian wenden. »Wie hübsch Sie ihn angezogen haben«, hat sie nach der Verhandlung zu mir gesagt, und ich habe ihr erklärt, daß der Stoff für die Hosen und das Kittelchen Jeans heißt.

Tadek und ich haben einen erwachsenen Sohn und eine Enkelin. Er hat mir geholfen, die Kinder großzuziehen. Ich bin fünf Jahre älter als er, aber er hat mich nicht schlecht behandelt, und jeder in der Siedlung hat Respekt vor uns. Er hat mich nicht geschlagen, es hat kein Geschrei bei uns im Haus gegeben, und er war nie in der Partei.

ZU MIR (weiter):

Ich habe meine Grundsätze und denen bleibe ich treu. Als ich auf Heiligabend erfahren habe, daß ich nicht ihre Schwester bin, hab ich beschlossen, weiterzubohren, wer ich bin, was für ein Mensch.

Ich bin zu Stasia gefahren, zu der ältesten.

»Du bist da im Wald gesessen«, hat sie gesagt, »auf einem morschen Baumstumpf und hast laut geweint. Die Mutter hat Mitleid mit dir bekommen und hat dich mitgenommen.«

Ich habe beharrt, sie als meine Schwester müßte doch mehr wissen, bis sie böse geworden ist. »Geht's dir etwa schlecht, Elka? Dann halt dich still und hör auf zu suchen. Laß lieber Keramikbilder für das Elterngrab machen, du hast noch keinen Groschen zum Grabstein gegeben.«

Ich habe sie um Fotos für die Keramikbilder gefragt. Sie ist dafür nach Pajeczyca gefahren. Als ich kam, um die Fotos zu holen, war die Schwester gerade im Keller beim Möhrenlesen, und der Schwager hat gleich eine Flasche Wodka herausgeholt. »Erst mal, Elka, trinkst du jetzt in Ruhe was.«

Also hab ich was getrunken.

»Ich hätte ja was für dich, aber nur wenn du was dafür gibst...«, hat der Schwager gesagt.

Violetta, seine Tochter, hat gleich Lärm geschlagen: »Was, Vater, Geld willst du nehmen, von unserer Tante?«

Selbst hat sie dann den Schrank geöffnet und einen Brief herausgenommen. Den hatte die Schwester in Pajeczyca auf dem Speicher gefunden, als sie die Fotos suchte. Die Schrift von meiner Mutter habe ich erkannt, aber sie war so verwischt, mit Bleistift geschrieben, und ich konnte nichts davon lesen. Violetka, die hat Zeit, denn sie ist

Putzfrau in der Schule und arbeitslos, hat einen Kugelschreiber genommen und ist mit der Tinte die Buchstaben entlangefahren. Dann habe ich mir die Brille aufgesetzt und gelesen:

»1. März 1954

Liebe Tochter ich schreibe Dir diesen Brief zu Deinem angeblichen Geburtstag und ich gestehe Dir daß ich nicht mal weiß wann Du wirklich Geburtstag hast mein liebes Kind, wein nicht wenn Du das hier liest... Ich will Dir das vor meinem Tod schreiben daß Du nicht mein eigenes Kind bist, ich weiß nur daß Du von einer jüdischen Familie bist und daß Du Jüdin bist... Wenn Du diesen Brief liest, dann weinst Du, aber wein nicht ich bitte Dich... Ich sage Dir Lebewohl und küsse Dich... Deine Mama.«

Ich bin nicht nach Hause zurückgefahren. Bei der ersten Gelegenheit bin ich nach Warschau gefahren. Der Taxifahrer hat mich zur jüdischen Botschaft gebracht, aber von da haben sie mich zur jüdischen Gemeinde an den Grzybowski-Platz geschickt. Ein Mann mit Schlüsseln ging da die Straße entlang, so ein großer schwarzer. »Wissen Sie was«, habe ich gesagt, »guten Tag. Sie sehen mir wie ein Jude aus«, und ich habe ihm den Brief gezeigt. Dann habe ich den Brief noch einer Frau gezeigt und dem Rabbiner. Zu jedem habe ich gesagt: Ich bin eine Jüdin, und habe angefangen zu weinen.

Ich bin nach Hause zurück und habe den Brief meinem Mann gezeigt. Er hat ganz ruhig gelesen, aber als er zu der Stelle kommt »du bist aus einer jüdischen Familie«, da hat er schrecklich losgeschrien.

ZU FRIDA, SEBASTIANS SCHWIEGERMUTTER:
Meine Sachen hatte ich schon gepackt, etwa nicht? Die Koffer waren schon bereit, und ich bin zu Dir gekommen, Frida, und habe gefragt, ob du mich aufnimmst. Und wie hast du zu mir geredet? »Aufnehmen kann ich dich, Elzbieta, aber überleg es dir gut, denn weggehen von zu Hause ist leicht, aber mit den Koffern wieder zurückgehen, das wird nicht so schön...«

Frida, das war ein Schock! »Was, du bist Jüdin? 25 Jahre leb ich mit dir, weiß nicht, daß du Jüdin bist?! Komm doch zu Verstand, du! Was wir haben, gehört alles mir!« So hat er geschrien, und ich hab gedacht: Gott im Himmel, was jetzt, wo soll ich jetzt hingehn? Ich hab eine Million fünfzigtausend Rente, aber wie er nicht aufgehört hat zu schreien, da hatte ich im Nu alles fix und fertig gepackt und bin zu dir gekommen, ob du mich aufnimmst...

Am Abend kam Irek vorbei, das ist ein Freund von Tadek, noch von der Zeche.

Wir haben ihm erzählt, so und so ist es, das ist die Lage, und er stellt sich vor mich und sagt: »Hör zu Elzbieta. Ich hab immer Achtung vor dir gehabt, und ich werde immer Achtung haben. Du bist und bleibst ein Mensch, ganz egal ob Polin oder Jüdin... Da ist Tadek erst zur Besinnung gekommen. Und andererseits – kann einen das wundern? Ich hab mir all die Leute da in der jüdischen Gemeinde angesehen, ganz normal, daß mir da das Herz bis zum Hals geschlagen ist. Andere Gesichter haben sie, sie ziehen sich anders an, das sind doch, Frida, einfach andere Menschen.«

ZU SEBASTIAN:

Und jetzt wollt ihr streiken, Kind? Oder wollt ihr denen nur einen Schrecken einjagen? Als ob sie dem Bergmann was geben würden. Bei dem Gierek, da war Schlesien gut dran, ganz Polen hat von der Kohle gelebt, und jetzt bricht bald alles zusammen.

ZU MIR:

Was ist das für ein Glück, daß ich das bin, die Mutter vom Sebastian, und daß ich ihn in keinem Wald und auf keinem morschen Baumstumpf irgendwo nicht gefunden hab.

ZU FRIDA:

Ich hab Aspik aus Huhn gemacht, aber es war zu dünn. Früher hab ich einen Löffel Gelatine dazugetan, dann ist es ganz fest geworden, aber jetzt machen sie sogar die Gelatine schwächer. Und diese Maschine für die Nudeln, die ist durchweg stumpf. Auf der Korfantastraße hab ich die gekauft, bei der Frau, der der Sohn in die Brust gestoßen hat und Geld verlangt hat, und sie ist dann umgefallen und tot war sie. Ich kann dir wahrlich nicht sagen, woran sie gestorben ist, aber wahrscheinlich am Herzen. Wenn Sebastian die Hand gegen mich heben würde, dann würde ich auch umfallen, aber dafür ist Sebastian zu barmherzig.

ZU MIR:

Tadzik hat gesagt: »Such nicht, es ist zu spät, du wirst nichts finden, alle sind längst tot.« Deshalb hab ich nicht weiter gesucht und bin ganz erleichtert gewesen. Aber eines Tages ist eine Frau aus Siemianowice gekommen und hat gesagt: »Witus hat mir gesagt, ich soll das bei Ihnen

abgeben.« Witus, das ist mein Neffe. Er ist auf dem Hof in Pajeczycza geblieben und züchtet Geflügel. Die Frau aus Siemianowice hatte bei ihm Puten für die Hochzeit gekauft und Witus hatte ihr gesagt, sie sollte mir etwas bringen. Es war ein kleines Heft mit Karopapier. Es sah aus wie ein Aufgabenheft, ganz vollgeschrieben mit Bleistift, der schon ganz blaß geworden war. Diesmal hatte meine Mutter nicht an mich geschrieben, sondern an den Herrgott:

»...Gott im Himmel ich flehe zu Dir um Gesundheit und weshalb ich leben will, das weißt Du selber gut, und ich flehe zu Dir, Gott im Himmel, laß mich diese Krankheit überstehen, denn Du weißt doch, was ich aufzieh für ein Kind und ich habe Dir doch geschworen, daß ich mein und Dein jüdisches Kind großziehe... Verzeih ihnen, Gott, was sie den Juden Böses angetan haben, aber Du siehst doch, Gott, daß es Polen gibt, die ein gutes Herz haben. Und verzeih mir jetzt, daß ich Elzunia nicht sage, wer sie ist, weil ich nicht weiß, was für Zeiten noch kommen, vielleicht werden die Juden wieder verfolgt, und auch wenn ich sterbe, ist sie beim Pfarrer als meine Tochter Elzbieta eingetragen, die Du, Herrgott, mir genommen hast. Ich will den Mann noch mal an diesen Ort schicken, obwohl ich kein Geld habe, und mein Mann mir sagt, daß es so weit ist, noch hinter Warschau, in Leoncin... Herr Jesus mein, ich muß jetzt ins Krankenhaus... behüt mein Kind, das aber auch Deines ist, denn Du Herr Jesus, hast das Kind überleben lassen...«

Zusammen mit meinem Mann bin ich nach Warschau gefahren, und wir haben das Aufgabenheft von der Mutter dem jüdischen Archiv gezeigt. Sie haben uns geraten, wir sollten nach Leoncin fahren. Wir sind nicht gefahren, aber ich habe an die Stadtverwaltung geschrieben. Sie

haben zurückgeschrieben, daß eine jüdische Familie aus New York ihre Tochter namens Sara sucht, die den Krieg überlebt haben soll. Sie haben mir die Adresse dieser Familie geschickt und noch die Kopie von einem Bild, das sie von den Amerikanern bekommen hatten. Auf dem Bild war eine freundliche Frau mit schwarzen Haaren, die lächelte und sie hielt ein kleines Mädchen auf dem Schoß. Und die Kleine war diese Sara, die gesucht wurde.

Ich habe mir die Frau angesehen und mich überkam eine Furcht.

»Ich kenne dieses Foto«, habe ich zu meinem Mann gesagt. »Das war bei uns im Haus, in Pajeczycy.«

»Red keinen Unsinn«, hat mein Mann gesagt. »Wie kannst du dich nach vierzig Jahren noch an ein Foto erinnern? Das muß eine gewesen sein, die ähnlich aussah. Gibt's etwa wenig Frauen, die Kinder auf dem Schoß haben?«

Am nächsten Tag kam mein Neffe aus Pajeczycy, der Witus. Er hatte den Prozeß um das Erbe von meinen Eltern gewonnen. Ich hatte ihm die Morgen überschrieben, die ich von meiner Mutter hatte, und vor dem Gericht erklärt, daß der Vater vor seinem Tod wollte, daß der Bruder den Hof bekam. Mein Bruder war gestorben, deshalb hat das Gericht das Erbe dem ersten Sohn, dem Witus, zugesprochen. Er war sehr erfreut und wollte mir eine Million Zloty schenken. Ich habe gesagt: »Ich will kein Geld, sondern du sollst mir einen Gefallen tun. Siehst du diese Frau?« Dabei habe ich ihm die Kopie von dem amerikanischen Foto gezeigt. »Sieh sie dir gut an. Genauso ein Foto war bei uns zu Hause. Durchsuch das Haus. Bring mir dieses Foto.«

»In Ordnung, Tante«, hat Witus gesagt, und er hat das Foto genommen und ist gegangen.

Das war am Freitag. Am Montag hat der Witus das Foto gebracht. Es hatte das Format von einer Postkarte. Darauf war eine Frau abgebildet, die freundlich lächelte, und die ein kleines Mädchen auf dem Schoß hielt. Ich habe es auf eine Serviette gelegt, neben den amerikanischen Abzug, und habe auf meinen Mann gewartet. Er war in der Zeche, auf der zweiten Schicht, und ich mußte bis zum Abend warten.

Am nächsten Tag hat mein Mann bei der Information angerufen. Die Telefonistin hat gefragt, ob sie uns als R-Gespräch anmelden soll. Mein Mann hat gesagt: »Bitte sagen Sie, daß wir unter dem Kennwort »Sara« anrufen.« Die Telefonistin hat uns verbunden, aber die drüben konnten kein Polnisch. Die Telefonistin hat gesagt: »Bitte legen Sie auf, Sie werden gleich zurückgerufen.«

Bei uns war es ein Uhr Mittag, bei ihnen sieben Uhr früh. Ich habe mir eine Zigarette angezündet. Mein Mann meinte, es würde ein paar Stunden dauern, aber als ich mitten in der zweiten Zigarette war, klingelte das Telefon. Ein Mann sprach auf Polnisch:

»Wer sind Sie?« fragte der Mann.

»Ich glaube, ich bin Sara.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe das Foto.«

»Welches Foto?«

»Das, was Sie auch haben, von der Frau mit dem Mädchen.«

»Woher haben Sie das?«

»Ich weiß es nicht. Die Eltern haben es gehabt.«

»Bitte schicken Sie das Foto nach Amerika.«

Immer wieder hat der Mann unterbrochen, übersetzt und sich mit jemandem beraten.

»Und bitte schicken Sie uns auch ein Bild von Ihren polnischen Eltern.

Und bitte sagen Sie uns, woher Ihre polnischen Eltern Sie hatten.«

»Ich weiß nicht woher.«

Ich bin in Tränen ausgebrochen. Sollte ich ihnen etwa sagen, daß sie mich aus dem Wald geholt hatten, von einem morschen Baumstumpf?

»Ich möchte selber wissen, woher sie mich hatten!«

Ich hörte, daß die amerikanische Frau auch weinte.

Der Mann erklärte, »Sie hat gesagt, auch wenn du nicht unsere bist, bist du doch eine von uns.«

»Sie hat gesagt, daß ich eine von ihnen bin,« habe ich meinem Mann gesagt, und mein Mann hat angefangen zu weinen.

»Ihr Vater sagt, daß er stirbt«, sagte der Mann und fing an zu weinen, dann legte er auf.

Ich habe ihnen das Bild von der Frau mit dem Kind auf dem Schoß geschickt. Und einen Brief: »...Meine Lieben, ich bin so sehr froh, aber es bricht mir das Herz, daß ich meinen Vater nicht sehen kann... Ich grüße Euch von ganzem Herzen, und der Vater bleib mir noch gesund... Elzbieta Sara.«

Kein Wort haben sie mir zurückgeschrieben. Nur ein Fax haben sie ans jüdische Institut geschickt: woher ich das Foto habe, seit wann ich es habe, woher die hellen Streifen auf dem Foto kommen und so weiter.

ZU JASIA, EINER NACHBARIN AUS DEM BLOCK:
Du siehst elend aus, Jasia, bist du erschöpft? Was hast du nicht alles gemacht: In der Sandkippe bist du gewesen, Lehm hast du gegraben, die Steine hast du aus der Kohle

gesucht, im Bad von der Oberaufsicht hast du geputzt, nachts hast du gehäkelt und in der Frühe hast du an der Zeche verkauft... Du hast dich abgeschuftet, Jasia. Ein Wunder, daß ich noch Kraft für alles habe. Sicher weil du für mich betest... Betest du noch für mich? Das ist gut, bete nur, Jasia.

Am schlimmsten war es, zu erfahren, daß ich eine andere Mutter hatte. Wenn sie mich nicht wie ihr eigenes gehalten hätte, wenn sie nicht gut zu mir gewesen wäre, dann wäre das anders, aber sie hat mich ja als ihre Tochter angenommen. Ich war ihr liebstes Kind...

Wenn du nur wüßtest, was für schreckliche Träume ich habe...

Wenn ich die Augen davor verschließen könnte, beide kommen sie jetzt zu mir und fassen mich bei der Hand. Ich schreie: laßt mich los, laßt mich beide los, aber sie halten mich aus ganzer Kraft, und meine Mutter sagt: Ich laß dich nicht los, ich hab dich gefunden, und jetzt hab ich dich. Die jüdische Mutter sagt das, meine richtige Mutter sagt kein Wort. Was rede ich da – meine richtige! Welche ist denn die richtigere, die eine oder die andere? Mir gehn schon die Worte durcheinander.

Und weißt du, Jasia, was die Leute sagen, wenn sie das von mir erfahren?

»Wozu hast du dir denn die Haare abgeschnitten?...« Komisch. Wem ich auch von meinem Jüdischsein erzähle, jeder fängt an mit den abgeschnittenen Haaren.

ZU MIR:

Der Kopf ist mir voll von allem, und ich weiß nichts mehr. Alles ist verschwommen, wie in einem Nebel. Und wenn ich mir das alles falsch zusammengereimt habe?

Wenn das alles nicht wahr ist, ich weiß trotzdem, was ich tun werde.

Ich setze einen Gedenkstein.

»Hier liegen meine beiden Mütter«, schreibe ich darauf.

Denn in dem Grab, wo meine Schwester Elzunia und meine polnische Mutter sind, da liegt auch die Jüdin von der Kiefer.

Vielleicht mach ich mir selber Hirngespinnste, aber ich bin ganz sicher: Die Jüdin von der Kiefer ist die Frau auf dem Foto.

Das ist meine jüdische Mutter. Zusammen liegen sie da und zusammen haben sie dann einen Gedenkstein.

Das muß schön beschrieben werden und dazu müssen zwei Porträts gemalt werden.

Meine Worte sind nur an alltägliche Dinge gewöhnt, aber mir sind große Dinge zugestoßen.

Ich werde jemanden bitten müssen, der schön Inschriften machen kann und den besten Porträtmaler in ganz Schlesien werde ich finden und einen wunderschönen Gedenkstein setze ich ihnen, der einen Mutter und der anderen.

2.

Mehrere Tage lang habe ich mir die Geschichte von Elzbieta P. angehört. Ich habe schlesische Gerichte gegessen, die sie ausgezeichnet zubereitete. Ich habe die Stickerei auf den Servietten bewundert, obwohl die Diskette in ihrer Singer-Nähmaschine leider keine schlesischen Muster kennt. Ich habe ihren Mann, ihren Sohn, die Schwiegermutter ihres Sohnes, die Freunde ihres Mannes und die Nachbarinnen im Block ins Herz geschlossen. Ich bin

nach Hause zurückgekehrt und habe mich ans Schreiben gemacht.

Als ich schloß – mit dem bewegenden Satz: »einen Gedenkstein setze ich ihnen, der einen Mutter und der anderen« – tat ich etwas Merkwürdiges.

Ich nahm den Brief der Mutter an den Herrgott, der mit verwischtem Bleistift kaum leserlich in ein kleines Heft von der Größe eines Aufgabenhefts geschrieben ist, und ging damit zum Labor für Kriminalistik.

Ich bin nicht imstande zu erklären, warum ich das tat.

Ich war selbst verwundert, als ich die Maschine namens Video Spectral Comparator mit ihren verschiedenen Hebeln und Bildschirmen – und das kleine Heft der Mutter in den Händen des Laborangestellten sah.

Er legte es in der Maschine zurecht. Er richtete einen Strahl auf das Papier und drückte einen Schalter... Auf den Bildschirmen erschien die Schrift. Auf dem kleinen in den gewöhnlichen Buchstaben: »...denn Du weißt doch, was ich aufziehe für ein Kind und ich habe Dir doch geschworen, daß ich mein und Dein jüdisches Kind großziehe...« Auf dem großen Bildschirm in Vergrößerung: »DENN DU WEISST DOCH, WAS ICH AUFZIEH...« und so weiter.

Trotz der Streifen des verwischten Bleistifts waren die Buchstaben völlig deutlich, aber der Angestellte interessierte sich nicht für den Inhalt der Worte.

Ihn interessierten nur diese Streifen.

»Alle schräg nach rechts«, erläuterte er. »Alle gleich auf jedem Blatt.«

Ich erklärte ihm, daß der Brief auf dem Dachboden gelegen hatte, deshalb hatte sich der Bleistift vielleicht durch die Feuchtigkeit verwischt.

»Gewöhnlicher Bleistift verändert sich nicht unter atmosphärischen Bedingungen«, belehrte mich der Angestellte.

Ich fragte ihn, ob sie Erfahrung in der Untersuchung von Briefen hatten.

Der Angestellte erinnerte mich daran, daß sie es gewesen waren, die die Fälschung der Briefe Chopins an Delina Potocka aufgedeckt hatten.

Zurück zum Bleistift. Der verändert sich infolge mechanischer Einwirkungen. Wenn jemand das Heft lange in der Hosen- oder Jackentasche getragen hätte, wäre der Bleistift nur auf den äußeren Seiten verwischt.

»Man könnte annehmen«, sagte der Laborangestellte vorsichtig, »daß hier jemand diesen Seiten die Patina des Alters verleihen wollte...«

Obwohl das Kriminalistiklabor das allerbeste Labor ist und durch die Untersuchung der Briefe Chopins an Delina Potocka berühmt geworden ist, fuhr ich noch zum Institut für Papier und Zellulose.

Diesmal wurde der Brief der Mutter an den Herrgott in eine Maschine namens Whitecolor eingelegt, und dann wurden Messungen vorgenommen. Das Papier enthielt keine optischen Aufheller. Mir wurden andere Papiere ohne optischen Aufheller vorgelegt, die dreißig und über zwanzig Jahre alt waren. Alle waren matt und vergilbt.

Unter dem Mikroskop stellte sich heraus, daß das Papier aus Kiefernholzmasse mit einer geringfügigen Beimischung von Birke hergestellt war. Die Fasern von Nadelhölzern verleihen dem Papier Bestand, die Fasern von Laubhölzern sorgen dafür, daß es schön aussieht. In den Briefen der Mutter war kein exotisches Holz enthalten – keine kanadischen Kiefern oder Eukalyptus. Was hat das

zu bedeuten? Nichts. Ich wiederhole, was gesagt wurde: Kiefer und Birke. Und das Papier hat eine rätselhafte Weiße behalten, obwohl sich die Mutter vor fast vierzig Jahren an den Herrgott gewandt hat.

Anschließend fuhr ich zu Stasia, der ältesten Schwester von Elzbieta P.

Adrett und rührig, zwischen ihrem tauben Mann und den verschlafenen halbwüchsigen Zwillingen, ihren Enkeln, hin und her hastend, konnte sie sich an keinen Brief vom Dachboden erinnern. »Lassen Sie mich doch in Ruhe mit diesem Geschwätz«, verlor sie schließlich die Geduld. »Nichts hab ich ihr mitgebracht.«

Wir sind über den Markt spaziert. Einstöckige Holzhäuschen standen dort. Überall stehen sie noch, in jeder polnischen Kleinstadt. Schief, zum Boden geduckt, wie die Steine auf vergessenen Gräbern. Durch die Tür kommt man direkt ins Wohnzimmer. Früher war in der vorderen Kammer ein Laden, und am Türrahmen hing eine Mesusa.

Stasias Mann erinnerte sich daran, wie die Juden aus der Umgegend, aus Praszka, Brzeznicza, Suchowola, Kielczyglowa, Dzialoszyna, Krzeczów, Wielu und Siemkowice auf dem Marktplatz zusammengetrieben wurden.

Zuerst wurden sie in die Kirche gesperrt.

Die Kirche war seit Jahrhunderten durch ein wunderbares Bild berühmt, das dort hing. Es stellte die Mutter mit dem Kind dar. Das erste Wunder wirkte die Mutter Gottes für ein Kind aus Pajeczycza. Sie gab ihm das Leben zurück, das es schon ausgehaucht hatte. Später heilte sie Kranke, befreite fromme Soldaten aus heidnischer Gefangenschaft, schenkte Blinden das Augenlicht und Stummen die Sprache.

Im Krieg wurden der Pfarrer und der Kaplan nach Dachau deportiert, und die Kirche wurde zu einem Gefängnis umfunktioniert. Sie befanden sich also zusammen in einem Gefängnis – die todgeweihten Juden und die Mutter mit dem Kind. Und diese wurde – sei es, wegen des Alters des Bildes, das aus dem Mittelalter stammte, sei es wegen der Wunder, die die Deutschen gern unter ihrer Kontrolle haben wollten – streng von der SS bewacht.

Einer der Einwohner machte eine Kopie der Schlüssel zur Kirchentür, trug das Bild hinaus und versteckte es in seinem Haus.

»Die Juden wurden auf den Friedhof getrieben. Auf dem Weg zu ihrer Erschießung legten die jüdischen Mütter ihre Kinder ab, wo es gerade ging«, erzählte der taube Schwager schreiend. »Vors Haus, auf die Türschwelle, an den Zaun oder unter die Büsche. Diese Kinder wurden von Leuten mitgenommen, aber wer eins genommen hat, das weiß keiner. Dieses Schreien, dieses Weinen wurde so laut, daß ein Mensch, der ein weiches Herz hatte, nicht rechts noch links gesehen hat und nur schnell seiner Wege gelaufen ist.«

Am Abhang des Hügels wurden sie erschossen.

Die jüdischen Friedhöfe waren oft auf Hügeln angelegt. Diese Erhebungen stammen aus dem Tertiär. Die schmelzenden Eismassen schwemmten Sand und Kies aus, die sich dann durch die Verschiebung aufstauten. Es stellt ein ausgezeichnetes Baumaterial dar, das an vielen Stellen aus den unteren Schichten der Hügel gefördert wird.

Die Knochen, die dabei bemerkt werden, werden beiseite gelegt und dann vergraben.

Ähnlich auch in diesem Städtchen.

Auf einer Seite des Friedhofshügels ist eine Kiesgrube.

Auf der anderen Seite ist die Müllhalde.

Krähenschwärme kreisen darüber.

Auf der Spitze des Hügels wachsen Weiden und Ginsterbüsche. An den Weiden erscheinen die ersten Kätzchen, wie das vor Ostern so ist.

Die Schwester hat gesagt, daß Elzbieta P. im Krieg auftauchte, keiner weiß woher. Die Schwester war als Magd in einen anderen Ort geschickt worden. Als sie nach Hause kam, um die Läuse zu entfernen, zumindest die ärgsten, die in den Strümpfen nisteten, fand sie das neue »Schwesterchen« vor.

Wir fuhren über die gleiche Straße nach Pajeczycza, über die die beiden Deutschen und Ryba die Jüdin gebracht hatten. Wir kamen an der Kreuzung der Feldwege vorbei, wo die Kiefer gestanden hatte. Es heißt, sie war hoch (bestimmt nicht mit den schlanken Kiefern am Strand im Kaukasus zu vergleichen). Sie war ausladend (ihr Schatten war bestimmt – auch an heißen Tagen – nicht mit dem Schatten am Narew zu vergleichen). Ein hölzerner Bildstock hing daran. Von den schütterten Zweigen rieselten die Nadeln, keine Folge der Chemie, sondern einfach wegen des Alters. Sie wurde gefällt, wilde Himbeeren überwucherten die Stelle, und von dem Baum blieb keine Spur zurück.

Jemand muß Elzbieta P. gesagt haben, daß sie eine Fremde war, denn sie quälte ihre Schwester mit Fragen. »Hör mal«, sagte diese schließlich, »geht's dir etwa schlecht? Setz dich auf deinen Hintern und hör auf zu fragen. Es war Krieg. Im Krieg konnte alles passieren.«

Die Schwägerin Regina, die auf dem ehemaligen Familienhof in Pajeczycza wohnt, kann sich erinnern, daß Elzbieta P. auf den Dachboden gegangen ist. Sie hat irgend-

welche Papiere gefunden und ist unter Tränen abgefahren. Die Schwägerin hat nicht gefragt, was in den Papieren stand. »Es gehörte sich nicht zu fragen, ich war ja hier die Zugezogene.«

Wann ist sie auf den Speicher gegangen? Ihre Schwägerin Regina versuchte, sich zu erinnern. Das alte Haus stand noch... Das gemauerte Haus war noch nicht da... Der Mann hat das gemauerte Haus errichtet, aus dreißigtausend Ziegeln, die er selbst gebrannt hat. Am Abend bekam er Schmerzen in der Brust. »Regina, heirate wieder«, hat er gesagt, »mit drei kleinen Kinderchen kommst du nicht zurecht.« Aber Regina, die von ihrem Stiefvater davongejagt worden war, sagte: »Kein Wort davon...« Am Morgen starb er. Witek, der älteste Sohn, führt jetzt den Hof. Er hat Fotografieren gelernt. Er geht zu Hochzeiten, zu Taufen und zu Erstkommunionen.

Wann ist sie also auf den Dachboden gegangen? Das alte Haus stand noch... Das gemauerte war noch nicht da. Regina war gerade schwanger... Ewka hat sie erwartet, dreißig Jahre ist es also her.

Und was hat Elzbieta P. da gefunden?

Den Brief der Mutter an den Herrgott?

Die Nachricht, daß sie ein jüdisches Kind war, konnte kein Anlaß zur Freude sein. Sie taugte nicht für den Mann, noch weniger für die ukrainische Schwiegermutter, die der Schwiegervater mit der Axt in der Hand jagte.

Sie taugte auch nicht für den zweiten Mann, der ihre Kinder aufgezogen hat...

Deshalb hat sie die Papiere vom Dachboden vernichtet und sie vergessen – dreißig Jahre lang.

Der Gedanke an dieses Brief-Gebet kam erst im Alter wieder. (So etwas kommt vor: Suche nach der Identität,

den Wurzeln usw.) Sie hat es aus der Erinnerung wieder aufgeschrieben – auf Papier, das nicht vergilbt war, obwohl es keinen optischen Aufheller enthielt.

So stelle ich mir diese Geschichte vor.

Aber der Anfang ist immer noch unklar: Woher kam Elzbieta P. nach Pajeczycza? Vielleicht hat die Frau, die unter der Kiefer erschossen wurde, sie mitgebracht.

Eine der jüdischen Mütter aus Praszka, Brzeznicza, Suchowola, Kielczyglowa, Dzialoszyna oder Siemkowice – eine von diesen Müttern, die in den Tod geführt wurden, kann sie auf eine Türschwelle, an einen Zaun oder unter einen Busch gelegt haben.

Andere Leute können sie von irgendwoher mitgebracht haben, vielleicht sogar aus Leoncin...

Ich an ihrer Stelle würde jetzt zwei Dinge tun.

Zuerst einmal würde ich den alten Menschen in New York, der seit fünfzig Jahren auf seine Tochter wartet, um Verzeihung bitten. An den Elzbieta P. einen Brief geschrieben hat mit der Anrede: »Mein lieber Vater...« Dem sie das Foto einer dunkelhaarigen, freundlich lächelnden Frau geschickt hat, die ein Kind auf dem Schoß hält.

Die amerikanische Tochter dieses Mannes, die nach dem Krieg geboren ist, nahm das Foto aus dem Umschlag und glaubte es.

»Zehn wunderbare Minuten lang habe ich geglaubt, daß ich meine Schwester gefunden hatte...« – hat sie mir in einem Brief geschrieben.

In der elften Minute wischte sie sich die Tränen ab und bemerkte etwas, das sie stutzig machte. Das war eine helle Linie, die durch die Aufnahme lief. Als sie die Fotokopie der bewußten Aufnahme zusammen mit dem Brief nach Leoncin in den Umschlag gesteckt hatte, hatte sie sie

gefaltet, und von den Faltstellen waren helle Spuren zurückgeblieben. Eine davon war auf dem Abzug.

Das Foto, das Elzbieta P. dem alten Mann geschickt hatte, hat nie auf einem Dachboden gelegen.

Es ist von der New Yorker Kopie angefertigt worden. Es war eine laienhafte Arbeit, hergestellt von einem ungeschickten Laborant.

Und noch etwas anderes würde ich an der Stelle von Elzbieta P. tun.

Ich würde diesen kleinen Plastikbehälter in einen Umschlag stecken. Ich habe ihn extra für sie von Magdalena F. bekommen, die Professorin für Biochemie ist. Die Frau Professor hat gesagt, man müsse drei Tropfen Blut aus dem angestochenen Finger in diesen Behälter geben. Ein Tropfen besteht aus fast dreihunderttausend Zellen. In drei Tropfen findet jedes anständige amerikanische Labor eine ausreichende Anzahl von Zellen zur Untersuchung. Was untersucht wird, sind Teile der DNA-Kette. Auf einer vergrößerten Abbildung sieht das so aus wie kleine schwarze Striche, die dicker, dünner, näher aneinander oder weiter voneinander entfernt sind. Es erinnert etwas an den Strichcode, der auf Verpackungen gedruckt ist. Jeder Mensch hat sein eigenes Bild, das sich bei keinem anderen wiederholt. Wenn der alte Mann in New York ihr Vater ist, dann hat Elzbieta P. die Hälfte der Striche mit ihm gemein. Man kann auch noch ein paar Haare in den Umschlag legen, unbedingt mit den Wurzeln. Nicht viele – vier oder fünf. In den Haarwurzeln ist ziemlich viel DNA enthalten. Also: Vier Haare, drei Tropfen Blut – und das ist alles, was sie braucht. Keinen Brief, kein Foto von einem Dachboden, den es nicht gibt. Die Wahrheit trägt Elzbieta P. in sich selbst...

Ein merkwürdiger Vorschlag: eine DNA-Untersuchung, nach alledem, was ich erfahren habe.

Nüchtern betrachtet ist es nicht möglich, daß diese Frau irgend etwas mit der New Yorker Familie zu tun hat.

Sie hat die Kopie eines Fotos von einer Frau und ihrer kleinen Tochter gesehen.

Sie hat gedacht: es wäre schön gewesen, ein Gesicht wie die Kleine zu haben, so fröhlich und voll Vertrauen...

Es wäre schön gewesen, so eine sanfte, ruhige Mutter zu haben.

Es wäre schön gewesen, auf ihrem Schoß zu sitzen.

Es ist schön, von irgendwoher, ganz gleich woher zu kommen, nur nicht von einer Türschwelle, einem Zaun, aus den Büschen oder von einem morschen Baumstumpf...

Das hat sie sich gedacht... Sie hat die Kopie einem Bekannten gezeigt, der Fotograf ist... Sie hat den Brief geschrieben, der mit den Worten anfang: »Mein lieber Vater...«

Um so überraschender der Vorschlag einer DNA-Untersuchung.

Ich will es erklären.

Ich verlasse mich auf den Autoren des Großen Drehbuchs.

Er liebt überraschende Pointen. Vielleicht hat er auch für diese Geschichte eine vorbereitet. In der, wenn wir ganz ehrlich sind, vorerst nur eine einzige Tatsache feststeht.

Daß an der Kreuzung von zwei Feldwegen, unweit einer Ziegelei, eine Kiefer stand.